

Warum wir mehr Milliardäre brauchen

Von Rainer Zitelmann

Stand: 07:40 Uhr | Lesedauer: 4 Minuten

Wäre eine Welt ohne Milliardäre eine bessere Welt? Das ist in weiten Teilen der Gesellschaft heute Konsens: Ein bisschen Ungleichheit gehe schon in Ordnung, aber allzu große Unterschiede seien ungerecht. Dem widerspricht ein Blick in zwei Länder mit besonders hohem Milliardärsanteil.

Wer Linke der Gleichmacherei beschuldigt, wird rasch belehrt: „Wir akzeptieren Unterschiede zwischen den Menschen, auch im Einkommen und Vermögen. Die Unterschiede sollen nur nicht zu groß werden.“ Damit formulieren die Linken etwas, das wohl als Konsens in der heutigen Gesellschaft bezeichnet werden kann: Unterschiede sind in Ordnung, aber was zuviel ist, ist zuviel. Das verdichtet sich in der Parole, es solle „keine Milliardäre“ geben. Eine Forderung, die zuerst der linke amerikanische Politiker Bernie Sanders erhob und die nun auch zum [Markenzeichen der Linkspartei \(/article255379600\)](/article255379600) in Deutschland geworden ist.

Der Ökonom Murray N. Rothbard wandte sich in seinem Essay „Egalitarianism as a Revolt Against Nature“ gegen diesen Egalitarismus: „Das bedeutet natürlich, dass die Gleichheit aller Menschen – das Ideal der Gleichheit – nur erreicht werden kann, wenn alle Menschen in Bezug auf alle ihre Eigenschaften genau gleichförmig, genau identisch sind. Die egalitäre Welt wäre notwendigerweise eine Welt der Horrorfiktion – eine Welt gesichtsloser und identischer Kreaturen, ohne jegliche Individualität, Vielfalt oder besondere Kreativität.“

Verfasser utopischer Romane waren geradezu besessen von der Idee der Gleichheit. In fast allen utopischen Entwürfen ist das Privateigentum an Produktionsmitteln (und manchmal sogar jedes Privateigentum) abgeschafft, so schon in dem 1517 erschienenen Roman „Utopia“ des Engländers Thomas Morus. In dem 1643 erschienenen Roman des italienischen Philosophen Tommaso Campanella über den „Sonnenstaat“ trugen fast alle Männer und Frauen dieselbe Kleidung. Und für die Christianopolitaner in dem utopischen Entwurf des deutschen Theologen und Schriftstellers Johann Valentin Andreae sind lediglich zwei Arten von Kleidung vorgesehen. Die Farben sind bei allen weiß oder aschgrau. Auch die Wohngebäude sehen in vielen utopischen Romanen einheitlich aus.

Gleichheit als staatliche Maßnahme

Das Spiegelbild solcher Utopien waren Dystopien wie etwa Harrison Bergeron von Kurt Vonnegut. In seiner 1961 erschienenen Kurzgeschichte werden alle Menschen durch staatliche Maßnahmen vollständig gleich gemacht, damit niemand sich überlegen fühlen kann. Intelligente Menschen müssen störende Ohrgeräte tragen, Schöne werden mit Masken entstellt und Starke mit Gewichten belastet.

Kaum jemand, der „soziale Ungerechtigkeit“ beklagt, würde heute einer radikalen Gleichmacherei das Wort reden wie sie in diesen Utopien propagiert bzw. in solchen Dystopien gegeißelt wird. Fast jedermann akzeptiert, dass es Unterschiede im Einkommen geben sollte, aber, so fügen viele hinzu: Diese Unterschiede sollten nicht „zu groß“ sein. Was jedoch ist zu groß und was ist in Ordnung? Viele Kritiker sozialer Ungleichheit verweisen darauf, die Unterschiede seien in den vergangenen Jahrzehnten größer geworden – so verdiene heute ein Manager im Verhältnis zu seinen Angestellten viel mehr als früher. War „früher“ also das richtige Maß? Wohl kaum, denn viele der Leute, die heute eine zu große Ungleichheit beklagen, haben das zu den früheren Zeiten, auf die sie jetzt gerne verweisen, auch schon getan.

An Stelle der Propagierung totaler Gleichheit ist die Polemik gegen „zu viel“ Ungleichheit getreten. Nehmen wir die populäre Parole von einem Land, in dem es keine Milliardäre geben sollte. Nach der Forbes-Liste über die Milliardäre dieser Welt gibt es solche Länder – es sind die ärmsten afrikanischen Länder sowie Nordkorea und Kuba. Dagegen ist der Milliardärsanteil in der Schweiz oder Schweden besonders hoch. In Schweden ist der Anteil der Milliardäre, bezogen auf die Bevölkerung, sogar höher als in den USA. Ob die Menschen in Kuba und Nordkorea wohl glücklicher sind als die in der Schweiz oder in Schweden?

Wer sich einmal auf das Argument einlässt, soziale Ungleichheit sei an sich nicht abzulehnen, aber dürfe nicht „zu groß“ werden, muss erklären, wer feststellen soll, was „zu viel“ Ungleichheit ist. Oft beginnt das „zu viel“ etwas oberhalb dessen, was man selbst hat: Dem Multimillionär Bernie Sanders sind Milliardäre ein Dorn im Auge. Für den Hochschulprofessor Christian Neuhäuser, der in seinem Buch „Reichtum als moralisches Problem“ fordert, Reichtum zu verbieten, beginnt dieser knapp über dem Gehalt eines Hochschulprofessors.

Rainer Zitelmann ist Historiker und Soziologe. Im Mai erscheint sein dystopischer Roman „2075. Wenn Schönheit zum Verbrechen wird“.

Teilen Sie die Meinung des Autors?

JA  366

NEIN  31

WEITERE THEMEN

Vermögen und Reichtum

Millionäre und Milliardäre